

schreibend, sagt: »Im Mai 1940, als ich in seine Regierung eintrat, geriet ich völlig in seinen Bann... In jenen Tagen wäre ich ihm überall hin gefolgt, in höchster Begeisterung. Wir hatten keinen anderen Führer, keinen anderen Retter.« Und da, wo die Pünktchen stehen, rühmt er Churchills hinreißendes Wesen mit einem Fremdwort. »What *panache!*«: welche Helmszier, ganz wörtlich – welch ritterlicher Federbusch – welch großartig üppige Gebärde! Welch wache kavaliershafte Ironie auch: wenn er ihn, Dalton, als er Minister für Wirtschaftliche Kriegsführung war, als »Minister of Ungentlemanly Warfare« apostrophierte. Und die Abschiedsszene schließlich, wie sie Dalton berichtet. Wie am 28. Mai 1945 bei der Auflösung des Koalitionskabinetts der siebzigjährige Premier, den wenige Wochen später das Volk selber aus seinem Amt abwählen wird, »tränenüberströmt« hinter dem »vertrauten grünbespannten Tisch« steht, auf dem jetzt ein Büfett aufgebaut ist, und die Geschichte als Zeugin von ihrer aller Freundschaft anruft: »The light of History will shine on all your helmets« – man wagt es nicht zu übersetzen, mit seinen Alliterationen auf l und h und seinem echt Churchill'schen Rhythmus zwischen Vers und Prosa. Aber man versteht, daß ein anderer Nekrologist, ein sehr viel jüngerer und ziemlich hartgekochter, von seinem eigenen Tränenstrom berichtet, als bei Churchills Totenfeier die Knaben von Harrow ihr Schullied sangen, das der Alte so oft mitgebrummt hatte, und daß auch unsereinen ein Gefühl persönlichen Verlusts durchzucken konnte, wenn er fernhin über die Rundfunkwelle mit allem Widerhall des Kirchenschiffs von St. Paul's den zuversichtlichen Gesang vernahm: *Our God is marching on.*

Es war das Gefühl, daß wir einen solchen Mann des Worts und der Tat, einen solchen Mann der Übereinstimmung mit sich selbst, eine solche Natur, stolz noch unter »blood, sweat and tears«, an solchem Platz nicht mehr erleben werden – schon gar nicht in unserem Land, aber wahrscheinlich nirgendwo auf der Welt.

W. E. Süskind

»Glück ist schwer in diesem Land...«

Zur Situation der jüngsten DDR-Lyrik

Wer heute noch Kunst nachlässig oder hochmütig als Antithese zur Gesellschaft setzt, erweist sich bereits als vergesellschaftet. Eben die »entgesellschaftete Literatur«, von der einmal Lukács sprach, entspricht unserer Gesellschaft; anstatt ihr zu widersprechen, schweigt sie dieser Gesellschaft nach dem Munde. Was aber und wo wäre eine Alternative? Wird nicht überall, wo Kunst als gesellschaftsbezogene ausdrücklich propagiert wird, diese erst recht von den Gesellschaftsinhabern gesteuert? Diese Frage mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten, hieße in der Tat, es sich zu einfach machen. Wieder einmal ist die Wahrheit sehr viel differenzierter.

Wer z. B. in den letzten Jahren die Entwicklung einiger kommunistischer

Staaten aufmerksam verfolgte, wird wissen, daß die unleugbare Liberalisierung und Differenzierung des gesellschaftlichen Lebens zuerst einmal auf das Konto einiger Künstler – vor allem Schriftsteller – kommt. In Polen, in Rumänien, in Ungarn, zuletzt und am gründlichsten in der ČSSR konnte man erleben, was Schriftsteller heute noch ausrichten können, wenn sie mit dem gebotenen Ernst und Mut versuchen, das »Gewissen der Nation« zu repräsentieren. Unsere Verlage haben es denn auch nicht versäumt, uns mit dieser sog. Tauwetterliteratur, vor allem der Polens, relativ großzügig bekannt zu machen. Demgegenüber kam die Präsentation der zweiten deutschen Literatur, jener Autoren, die in unserer Sprache am Tauwetter profitieren und es beschleunigen, viel zu kurz. Das gilt auch dann noch, wenn man in Rechnung stellt, daß für diese Tatsache in hohem Maße die bisherige Beschränktheit und Enge der DDR-Literatur selbst verantwortlich sein mag.

Die DDR betreibt zweifelsohne als einziger der kommunistischen Staaten Europas weitgehend noch stalinistische Kulturpolitik, d. h. man will Kunst nur als Mittel zur Produktionssteigerung gelten lassen, fragt ihr nur Soziologie ab, anstatt die Soziologie selbst zu befragen. Daß der sogen. Bitterfelder Weg – der seit April 1959 mit Parolen wie »Kumpel greif zur Feder!« und »Die deutsche Nationalkultur braucht dich!« an den Arbeiter appellierte, niederzuschreiben, was auf den Spruchbändern keiner mehr lesen will – sich trotz lautstarker Propaganda als Sackgasse erwiesen hat, ist nicht so sehr auf die künstlerische Impotenz der Arbeiter als auf den Widerstand einiger Schriftsteller zurückzuführen. Immer häufiger tauchen auch in offiziellen Äußerungen Sätze auf, die beweisen, daß die SED die Zügel nicht mehr so straff in der Hand hält, wie sie das gern hätte. In einer neueren Rede des Vorsitzenden der ideologischen Kommission beim ZK der SED, Kurt Hager, der sich in Angriffen gegen Peter Huchel und später gegen Robert Havemann besonders hervortat, ist beispielsweise zu lesen: »Bei einem Teil unserer Dichter gibt es Stimmungen des Pessimismus und der Skepsis, die mit den revolutionären Traditionen unserer sozialistischen realistischen Dichtkunst unvereinbar sind ... Günter Kunert z. B. schrieb eine Reihe von Gedichten, die kaum noch versteckte Angriffe gegen unsere Republik enthalten ... Leider bleibt jedoch die Verbreitung einer pessimistischen Lebensauffassung nicht auf die neuesten Werke Kunerts beschränkt. In diesem Zusammenhang ein Wort über die Entwicklung der Lyrik in der DDR ...«

So seltsam das hierzulande anmutet: in der DDR ist es tatsächlich die Lyrik, also die subjektivste der literarischen Gattungen, die am meisten im Schußfeld steht, haben doch weder die Romanciers noch die Dramatiker – vielleicht mit der Ausnahme Heiner Müllers – so entscheidend in die Politik eingegriffen wie die Lyriker. Da diese lyrischen »Revisionisten«, wie sie drüben genannt werden, ausnahmslos überzeugte Marxisten sind, die in der Bundesrepublik keineswegs eine echte Alternative zur DDR sehen, druckt man sie bei uns meistens nur dann, wenn sie drüben heftigst attackiert wurden. Das gilt für Günter Kunert und Reiner Kunze so gut wie für Sarah und Rainer Kirsch, Kurt Mickel, Volker Braun, Bernd Jentzsch, Friedemann Berger und Wolf Biermann. Zwar haben

nicht erst sie, sondern auch manche unter den Älteren zeitweilig versucht, neue Töne anzuschlagen und das Schema jener optimistischen Verklärung der Realität, die von der Partei als »Sozialistischer Realismus« gefördert wird, zu durchbrechen. Aber die Heinz Kahlau, Paul Wiens, Armin Müller, Werner Lindemann, Uwe Berger, Walter Stranka, Hanns Cibulka, Jens Gerlach, Franz Fühmann (und wie sie alle heißen) ließen sich noch stets »zurückpfeifen« (Wolf Biermann hat viele von ihnen namentlich in seinem unter der Hand berühmt gewordenen »Anti-Opportunisten-Lied« gebrandmarkt, in dessen Refrain es u. a. heißt: »... ach, ihr habt es gern, wenn man euch das Rückgrat bricht ... aber Leben steht nicht auf dem Spiele, euer Wohleben ja nur«).

Wirklich unnachgiebig war und ist nur der 1929 geborene Berliner *Günter Kunert*, der nach Peter Huchel immer noch am heftigsten attackierte DDR-Autor. Genau wie die Jüngsten, die sich auf ihn berufen, macht er es deshalb der Partei so schwer, weil seine herbe Kritik an den herrschenden Zuständen stets dialektisch erfolgt. Scheinbar am vorsichtigsten und doch für Kunert am gefährlichsten wurde sein »Fall« in einer Analyse behandelt, die 1964 von einigen DDR-Kritikern zusammen zur Vorbereitung der Delegiertenkonferenz des Schriftstellerverbandes ausgearbeitet wurde und »Entwicklungsprobleme der Lyrik« – so der Titel der Analyse – mehr kaschierte als analysierte. Aus diesem Text geht klar hervor, mit welcher Ängstlichkeit die Partei nicht nur Kunert beobachtet, sondern vor allem jene jüngsten Autoren, die sich auf ihn (und d. h. auch auf den XX. und XXII. Parteitag der KPdSU) berufen: »Stärker als in der Vergangenheit sind in der jüngsten Lyrikentwicklung parabolische Formen der Aussage zu finden: ihnen liegt im Prinzip der Versuch einer weiteren Verallgemeinerung von Einzelerfahrungen zugrunde – ein Bestreben, das sich in der Tradition von Goethe bis Brecht als legitim erwiesen hat. In vielen Fällen wird jedoch der spezielle »Stein des Anstoßes« nicht sichtbar, die Kritik politischer oder moralischer Erscheinungen wird ihrer historischen und sozialen Konkretheit entkleidet. Dadurch tendiert das Parabelgedicht zur Vieldeutigkeit der Aussage und Auslegbarkeit. Häufig ist damit eine registrierend-belehrende Haltung verbunden, die die Möglichkeiten der Aktivierung und des produktiven Eingreifens durch das Gedicht einschränkt. Beide Momente finden wir in jüngster Zeit in Parabelgedichten Günter Kunerts, aber auch jüngerer Lyriker, z. B. bei Sarah Kirsch u. a. ... Vor allem in den jüngsten Gedichten Kunerts treten Elemente der Mystifizierung des Geschichtsprozesses auf; dies äußert sich in Schicksalhaftigkeit und läßt die Stellung des Menschen in unserer Gesellschaft verzerrt erscheinen (diese Momente finden sich neben anderen in »Interfragmentarium«, »Der Weg«, »Wie ich ein Fisch wurde«). Das bei Kunert angelegte positive Ideal der Vernunft als Quelle möglicher Aktivität bleibt abstrakt.«

Bliebe es nicht abstrakt, wäre es der SED ein leichtes, Kunert und seinesgleichen ebenso wie Peter Huchel zu behandeln. Trotzdem lassen Gedichte wie die erwähnten (von denen das erste mit seinem vollen Titel »Interfragmentarium zu Franz Kafkas Werk« für Funktionärs-Ohren noch anstößiger klingen mag) an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Parabel »Wie ich ein Fisch wurde«

zeigt den einmal mit Erfolg manipulierten Menschen als korruptiert für immer und reflektiert zweifelsohne auf die bisher mißglückte Entstalinisierung in der DDR:

Am 27. Mai um drei Uhr hoben sich aus ihren Betten
Die Flüsse der Erde, und sie breiteten sich aus
Über das belebte Land. Um sich zu retten
Liefen oder fuhren die Bewohner zu den Bergen raus.

Als nachdem die Flüsse furchtbar aufgestanden,
Schoben sich die Ozeane donnernd über'n Strand,
Und sie schluckten alles das, was noch vorhanden,
Ohne Unterschied, und das war allerhand.

Eine Weile konnten wir noch auf dem Wasser schwimmen,
Doch dann sackte einer nach dem andern ab.
Manche sangen noch ein Lied, und ihre schrillen Stimmen
Folgt den Ertrinkenden ins nasse Grab.

Kurz bevor die letzten Kräfte mich verließen,
Fiel mir ein, was man mich einst gelehrt:
Nur wer sich verändert, den wird nicht verdrießen
Die Veränderung, die seine Welt erfährt.

Leben heißt: Sich ohne Ende wandeln.
Wer am Alten hängt, der wird nicht alt.
So entschloß ich mich, sofort zu handeln,
Und das Wasser schien mir nicht mehr kalt.

Meine Arme dehnten sich zu breiten Flossen,
Grüne Schuppen wuchsen auf mir ohne Hast;
Als das Wasser mir auch noch den Mund verschlossen,
War dem neuen Element ich angepaßt.

Lasse mich durch dunkle Tiefen träge gleiten,
Und ich spüre nichts von Wellen oder Wind,
Aber fürchte jetzt die Trockenheiten,
Und daß einst das Wasser wiederum verrinnt.

Denn aufs neue wieder Mensch zu werden,
Wenn man's lange Zeit nicht mehr gewesen ist,
Das ist schwer für unsereins auf Erden,
Weil das Menschsein sich zu leicht vergißt.

Am Falle Kunert zeigt sich einmal mehr, daß es in der DDR weniger die Bürger oder Kleinbürger schwer haben, als gerade die aktiv Engagierten, die mit Brecht sagen: ›Wirklicher Fortschritt ist nicht Fortgeschrittensein, sondern Fortschreiten.‹ Der junge DDR-Lyriker, der das Brecht-Wort, demnach ›realistische Kunst Kunst ist, welche die Realität gegen die Ideologien führt, und deshalb realistisches Fühlen, Denken und Handeln ermöglicht‹, ganz und gar ernst nimmt, hat wahrlich nichts zu lachen. Aber nicht nur deswegen ist es abwegig, von den jungen DDR-Dichtern ausgesprochene ›Widerstandslyrik‹ zu verlangen.

Was möglicherweise als Widerstand in der literarischen Produktion dieser Jungen interpretiert werden könnte, ist höchstens ihr Verzicht auf alle geläufigen und von oben geschätzten Formeln, der Rückzug vom Zweckoptimismus aufs Alltägliche, Private, ja, Triviale; vor allem aber die so heftig kritisierte »Vieldeutigkeit« und Doppelbödigkeit, genauer: Dialektik der Texte. Die Jüngsten arbeiten, so gut es geht, mit der vielzitierten »List der Vernunft«, und wenn sie damit nicht durchkommen, sagen sie sich: »um so schlimmer für die Wirklichkeit«. Freilich: in dem Maße, in dem sie schon durch ihre Jugend mehr zu dem Staat der DDR gehören, einfach weil sie weniger von einer anderen Realität als der ihren wissen, nehmen sie alles, was mit der DDR zu tun hat, auch leichter, ja unbekümmerter als die Älteren. Ihr Bemühen gilt ganz dem unmittelbar Erreichbaren. Das Neue in den Gedichten der Jentzsch, Braun, Kirsch, Biermann ist vielleicht wenig, zumindest aus unserer Perspektive, aber sicher wäre mehr, auf Wirkung befragt, eher noch weniger. Immerhin zeigen diese Gedichte endlich ein kritisches Verhältnis zur eigenen Umwelt anstatt nur zur kapitalistischen Welt (die diese Dichter möglichst ausklammern mit der Begründung, sie kennen diese Welt ja gar nicht). Trotzdem haben diese Gedichte einige der wichtigsten formalen Errungenschaften unserer Kunst integriert: sie sind für DDR-Verhältnisse ungewöhnlich metaphorisch und arbeiten – auch dies ein Novum – mit symbolisierenden Verfremdungen und montierten Versatzstücken. Themen dieser Gedichte sind nicht mehr ausschließlich der arbeitende Mensch, sondern auch einmal der unwissende, zweifelnde und ruhelose, der lernende und der liebende, der »Mensch als Montage«, wie ihn Ernst Bloch zuerst entworfen hat. Traktoren und Sputniks werden kaum mehr erwähnt, dafür ist von Kybernetik und modern jazz die Rede; leicht kann man existentialistische Einflüsse und solche der amerikanischen Beatniks in diesen Gedichten feststellen. Vor allem, und das ist das wesentlich Neue, wird hier zugegeben, daß die Entfremdung in der sozialistischen Gesellschaft keineswegs aufgehoben ist. (Spätestens seit der Kafka-Konferenz, die im Herbst 1963 in dem tschechischen Schloß Liblice stattfand, ist ja der Begriff der Entfremdung zur Chiffre der marxistischen Intellektuellen geworden.)

Er ist kein Krieger, kein Lohnsklave, kein Konzernschreiber
 Und doch kennt er Kampf und Not und Qual
 Er lebt unter uns. Sein Name ist bekannt
 Es betrifft diesen Einzelnen. Einen Menschen mit einem Namen
 Ist es erlaubt, von *einem* Menschen zu sprechen?

Die Frage im Gedicht des 1939 geborenen *Volker Braun* ist nicht rhetorisch gemeint. Automatisch kommen die jungen ostdeutschen Dichter, die sich dem Einzelnen in ihrer Gesellschaft zuwenden, mit Angst, Not, Einsamkeit, Zweifel in Berührung, und der von der SED in Gebetsmühlenmanier gebrauchte Begriff des »Positiven« entlarvt sich ihnen drastisch. Ein Beispiel, wie dialektisch sie vorzugehen verstehen, gibt Volker Brauns Gedicht »Provokation für mich«:

I. Genossen!

Wir nennen uns:

positive Dichter

Weil

wir das Positive

besingen –

Die Postfrau, honorarschleppend, grüßt nicht freundlicher

Die Mädchen lieben uns und

loben uns nicht

Die Freunde loben uns, aber

lieben uns nicht

Man verweigert uns das Honorar der Herzen

II. Genossen, wir singen aber

für diese Leute:

Ihre Hände

preisen

das Positive,

jeder Finger

Preist es, die Finger-

spitzen, die

Fäuste!

Ich bin mit der Postfrau unter die Dächer gestiegen

Ich habe der Freunde Herz belagert und durchsucht

Ich habe Expeditionen

über Mädchenstirnen geschickt

Ich hab in Furchen,

die die Sorge gräbt,

wachgelegen –

Ich weiß:

all diese Leute

preisen das Positive

III. Aber die Postfrau

trägt nicht nur

Ruhmeskantaten aus

Und die Mädchen

lieben nicht

jeden Nachtgast:

Sie stoßen

die faulen Penner vom Bett

Die Freunde

loben nicht tollkühn

wie wir:

Sie preisen den Plan,

indem sie ihn

ändern –

Das nenn ich: positiv sein!

Das Positive verbessern!

Wir aber, in unserer Dichterbrigade

Rühmen nur,

bessern nichts,

sind denkfaul,
entbehrlich

Wir nehmen uns selbst nicht
für voll!

Uns nenn ich noch:
negative
Dichter!

Biographie und Thematik Volker Brauns können als symptomatisch gelten für viele junge Dichter der DDR. Im Gegensatz zu den meisten Älteren gingen sie nicht nach dem Studium in die Betriebe, sondern kommen aus Betrieben und studieren erst jetzt. Nicht so typisch für Brauns Altersgenossen ist allerdings seine lyrische Ausdrucksskala, die – was Pathos und Satzbau betrifft – nicht so sehr von Brecht, sondern von Walt Whitman und Wladimir Majakowskij beeinflusst ist, metaphorisch aber über Eluard und Neruda bis zu dem westdeutschen Lyriker Peter Rühmkorf reicht, was eindrucksvoll ein Gedicht demonstriert, das »Jugendobjekt« betitelt ist:

Blaßrot ziehn sie die Sonnscheibe hoch über dem Rhinluch,
Blaßrot und rund schwimmt sie in der Himmelssuppe,
Blaßrot und rund und spät, wenn wir schon wackeln

Wenn wir schon wackeln in der unnachgiebigen Erdsuppe,
Wenn wir schon wackeln und schwitzen an diesen lumpigen Handbaggern
Unter der blauen Sonnenfahne, wenn wir schon schwitzen

Eh sie die Sonne hochziehn und für die paar Piepen,
Für den versengten Rücken und Dreck im Ohr und billige Blutwurst
Und für getrocknete Felder und Butter, Leute, Butter!

Ja, für Butter, mit diesen erbärmlichen Handbaggern, schaufeln
Und die Brust voll Ruhm und Hoffnung, schaufeln ein Vaterland her
Eh sie noch richtig hochkommt, die Sonne, über den Gräben im Rhinluch

Eh sie noch richtig gelb und bunt durch den blauen Himmel schwingt,
Schwingen wir unsere lumpigen Suppenschaufeln unter der Sonnenfahne,
Eh sie noch gelb und bunt wie blanke Butter hochschwingt, die Gute!

Ein solches Gedicht beweist u. a., in welcher Art und Weise sich die jungen DDR-Schriftsteller bei aller kritischen Distanz mit ihrem Staat identifizieren: sie sehen ihn gerade in seiner Not und Unfertigkeit als Alternative zur Bundesrepublik; da wo er ihnen Mühe, ja Qualen bereitet, hoffen sie auf ihn. Ein so ausgesprochenes Pioniergefühl, nenne man es naiv oder nicht, kennen unsere Lyriker nicht und sind ihm gegenüber mißtrauisch. Daß bei Volker Braun und seinen Freunden dieses Gefühl echt und ursprünglich ist, muß hierzulande erst noch eingesehen und akzeptiert werden.

Volker Braun schrieb »3 provokatorische Liebesgedichte für Susanne M. in Flensburg«, in denen er aus seiner Abneigung gegen unser Gesellschaftssystem kein Hehl macht, ja, ihm geradewegs vorwirft, die Verbesserung der Zustände in der DDR aufzuhalten. Auch hier begegnen wir dem Bild des »geteilten Himmels« (dies der Titel eines Romans von Christa Wolf, der die Liebe im geteilten

Deutschland zum Thema hat, in den letzten Jahren der große Bucherfolg in der DDR war, und kürzlich auch bei uns (im Gebrüder Weiss Verlag) erschien:

Und vieles, was dir heilig ist
Vernichte ich an jedem Tag
Bin ich von Liebe heiß, von Haß?
Zwei Monde hat die Nacht, gesteh's!

Das subjektive Gefühl droht die objektiven Maßstäbe zu sprengen, und in dieser Situation zieht es der DDR-Autor bezeichnenderweise vor, in die Trennung zu flüchten; er bekennt sich zu der Grenze, die durch Deutschland geht, und zu dem Schweigen, das sie bedeutet:

Nichts mehr sag ich dir: jede Wahrheit
Verschweige ich, jedes Schweigen
Will ich ertragen: ich sage dir nicht mehr:
ICH ERWARTE DICH HIER!

Im 3. Gedicht des Zyklus, das »Anmerkung für Bürger der DDR« überschrieben ist, schlägt Volker Braun dann noch emphatischer als sonst sein eigentliches Thema an, die Verbesserung der Zustände innerhalb der DDR:

Laßt keins der Häuser mehr trüg
Herumstehn, grabt sie nicht zum Wegfauln ein,
Laßt die Straßen keinen Tag lustlos
Sielen im Regenbett, verbaumelt nicht in Gerüsten
Unsere Zeit, kleistert Stuck nicht, seid
Nie mehr verlegen vor euren Fäusten!
Laßt kein Stück Himmel blaß und nackt westwärts treiben.

Dem Thema der technischen Rückständigkeit in der DDR sind viele Gedichte der Jungen gewidmet. Sie alle berühren das heikle Generationsproblem, das die SED am liebsten ganz ignorieren würde. Die alten Genossen werden von den jungen zu Recht beschuldigt, bloß Ideologen, aber keine Technologen zu sein. Braun polemisiert in einem seiner Gedichte besonders boshaft gegen die sog. »Selbstverpflichtung« der Arbeiter, mit der sich diese verbürgen, mehr als nur die Norm zu erfüllen: der Dichter läßt keinen Zweifel darüber, daß er dies für bare Ausbeutung hält, die überdies ganz unnötig wäre, wenn es eben die alten Genossen verstanden hätten, die Betriebe laufend zu modernisieren, anstatt mit Hilfe eines Heeres von Funktionären lediglich die Arbeiter anzutreiben; ironisch nennt Braun sein Gedicht »Selbstverpflichtung des Gartenzwergs«:

..... Kein Nachdenken mehr
In einer ganzen Fabrik seit dreißig Jahren!
Erfolgreiche Beibehaltung ehrwürdiger Normen! Und
Edler Sport des Sandschippens: dieser traditions-
Gebundenen Kunst der Weltveränderung!
Ich begeistere mich für die großen Leistungen der
Vergangenen Geschlechter. Ich schwöre auf
Die Erfindungen der Steinzeit. Ich
Bleibe beim Leisten, ich Schuster.

Das Generationsproblem als Thema haben auch einige Gedichte des 1934 geborenen *Rainer Kirsch*, der als Chemiewerker tätig war und jetzt Geschichte und Philosophie studiert; eines dieser Gedichte ist betitelt »Meinen Freunden, den alten Genossen«:

Wenn ihr unsre Ungeduld bedauert
 Und uns sagt, daß wir's heut leichter hätten,
 Denn wir lägen in gemachten Betten,
 Denn ihr hättet uns das Haus gemauert –
 Schwerer ist es heut, genau zu hassen
 Und im Freund die Fronten klar zu scheiden
 Und die Unbequemen nicht zu meiden
 Und die Kälte nicht ins Herz zu lassen.
 Denn es träumt sich leicht von Glücksemestern;
 Aber Glück ist schwer in diesem Land.
 Anders lieben müssen wir als gestern
 Und mit schärferem Verstand.
 Und die Träume ganz beim Namen nennen,
 Und die ganze Last der Wahrheit kennen.

Es war nicht nur der Satz »Glück ist schwer in diesem Land«, der dieses Gedicht über Nacht bekannt und bei der Partei verdächtig machte; es war die neue Art der Problemstellung, vor allem die differenzierte Auffassung des Begriffes »Haß« (der bisher, nach dem Willen der Partei, strikt nach Westen gerichtet sein sollte). Bis zum 13. August 1961 konnte man nicht nur im »Neuen Deutschland« immer wieder Affekte schürende Strophen wie diese lesen:

Haß!
 Sei jetzt mein Freund, sei mein Gefährte.
 Führe die Hand an meinem Schwerte.
 Haß! Kehre in meiner Feder wieder,
 werde das Lied jetzt aller Lieder!

Es ist fraglich, ob heute, nachdem die Grenze nach Westdeutschland geschlossen ist, ein Autor mit solchen Zeilen selbst im »Neuen Deutschland« ankäme. Erik Neutsch jedenfalls, von dem die zitierte Strophe stammte, und der so etwas wie einen Gradmesser des Opportunismus darstellt, hat sich ganz auf idyllische Töne umgestellt und mit seinem Roman »Spur der Steine« sogar, wenngleich auf Parteilinie, den Dogmatismus aufs Korn genommen; sein unsagbares Deutsch ist freilich noch immer so verräterisch wie ehemals. Opportunisten seines Schlages trifft die größte Schuld, wenn die alten Funktionäre immer noch schalten und walten können. Rainer Kirsch und einige seiner dichtenden Altersgenossen versuchen besonders gegen diesen Opportunismus anzugehen; wiederum in einem Sonett fixiert Kirsch das Jahr 2005 – »2005« ist der Titel des Gedichts – und retrospektiv das Heute; auch hier ist vom »hassen« die Rede, doch in recht vieldeutiger Weise:

Unsre Enkel werden uns dann fragen:
 Habt ihr damals gut genug gehaßt?
 Habt ihr eure Schlachten selbst geschlagen
 Oder euch den Zeiten angepaßt?

Mit den Versen, die wir heute schrieben,
 Werden wir dann kahl vor ihnen stehn;
 Hatten wir den Mut, genau zu lieben
 Und den Spiegeln ins Gesicht zu sehn?
 Und sie werden jede Zeile lesen,
 Ob in vielen Worten eines ist,
 Das noch gilt und das sich nicht vergißt.
 Und sie werden sich die Zeile zeigen,
 Freundlich sagen: »Es ist so gewesen.«
 Oder sanft und unnachsichtig schweigen.

Der Dichter muß sich der Zukunft versichern, muß sich auf die so zweifelhafte Vernunft der Geschichte berufen, um sich ebenso aus seiner erstarrten Gegenwart wie von einer mörderischen Vergangenheit zu befreien, heiße die nun Faschismus oder Stalinismus. Was es den jungen DDR-Autoren dabei so schwer macht, ist die Tatsache, daß sie sich stets und immer nach zwei Seiten zu wehren haben: gegen die Bevormundungen der Partei einerseits und gegen die trotz aller gegenteiliger Behauptungen reichlich vorhandene Reaktion andererseits: das ewig passive Kleinbürgertum, dessen Verhalten die jungen Intellektuellen oft genug in die Arme einer dogmatischen SED zurücktreibt. In der DDR wurde Vergangenheit zwar gründlicher »bewältigt« als bei uns, aber eben von oben nach unten, statt umgekehrt. Die alte Welt scheint auch dort oft so übermächtig, daß vielen Autoren Zweifel kommen, ob diese Gesellschaft überhaupt verändert werden könne, zumal durch Kunst. Wie der 1933 geborene Helmut Richter flüchten sich einige angesichts der »Lage« auch hier in den Traum:

Ich habe oft Sehnsucht
 nach einem Schoß,
 der mich zurücknimmt
 für später.
 Vielleicht – sind wir
 immer zu zeitig geboren?

Bisher war es so: je hartnäckiger die politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten der DDR waren, desto mehr nahm der Erbauungs- und Erlösungscharakter in der Literatur zu. Heute versuchen die jungen Schriftsteller bereits, die gewaltsame und von gewaltigen Rückschlägen begleitete Errichtung des Sozialismus auf deutschem Boden so wahrhaftig wie möglich zu schildern; in einem Gedicht des 1937 geborenen *Günter Wünsche* heißt es:

Beispiellose Geburt, Geburt des Sozialismus!
 Nie werde ich lügen, »Die ist ein Zuckerlecken.«
 Nie, »Was wir schwitzen, ist Wein, nicht Blut.«
 Nie, »Was uns erzittern läßt, ist Wonne, nicht Schmerz.«
 Die wir nicht achten unser Zittern, unsern Schweiß,
 groß ist uns die Versuchung zu lügen...

Deutlicher noch wendet sich der 1937 geborene *Rudi Benzien*, ein gelernter Maschinenschlosser, der jetzt als Lehrer in Berlin arbeitet, gegen die bisher

praktizierte Schönfärberei in der Literatur; eines seiner Gedichte ist überschrieben »Verhangener Blick«:

Nehmt die Fahne höher,
damit ich sehen kann
wie es vor dem Banner ist.
Nicht die Worte auf den Fahnen
sind die Zukunft,
sondern das, was dort im Unbekannten liegt,
jenes oft genannte,
und doch nicht faßbare.
Das in vielen Liedern besungene.
Ich kann das Künftige
nur mit der Elle des Vergangenen messen.
Will ich das Licht recht schätzen,
dient mir als Maß die Finsternis.
Lieder und Jubel – gut.
Nur das rechte Maß ist das nicht.
Mit den bunten Bändern
und den vielen bunten Fahnen
verhängt ihr mir den Blick.
Los, Vordermann, heb die Fahne höher,
mach mir den Blick frei.

Sicher ist die Parallele zu einem westdeutschen Gedicht, zu Enzensbergers »Letztwillige Verfügung« (»Tut mir die fahne aus dem gesicht, sie kitzelt«) keine zufällige; aber was von Enzensberger ironisch vorgetragen wird, muß im Gedicht des ostdeutschen Dichters als vergleichsweise grobes Pathos erscheinen. Auch die Anti-Propaganda-Strophe tönt noch wie ein Marschlied. Das rührt, zum Teil wenigstens, daher, daß die jungen DDR-Lyriker nicht nur nach zwei Seiten kämpfen, sondern gleichzeitig auch zwei konträren Interessengruppen gerecht werden sollen. Nicht zufällig stehen in ihren Gedichtbänden unvermittelt, ja geradezu widersprüchlich, didaktische, sich objektiv und wissenschaftlich gebärdende Texte neben völlig unpolitischen, subjektiven und idyllisierenden Strophen. So beruft sich der 1935 geborene *Heinz Czechowski* auf die Brecht-Zeile »Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!«, indem er seinerseits feststellt:

Der sorglose Blick in die ziehenden Wolken kann
abgelöst werden vom suchenden: nach Bombern.
Da darf das Liebesgedicht nicht geschrieben werden
vor dem Pamphlet gegen die Kriegstreiber.

Der Titel des Gedichtbandes, in dem sich diese Strophe findet, lautet aber »Nachmittag eines Liebespaares« und enthält bezeichnenderweise vorwiegend Liebes- und Naturlyrik, die der Autor vorsorglich »Anachronistische Gesänge« nennt. Der Dichter muß sich, um gedruckt und gehört zu werden, wohl oder übel in einen Ruhestifter und in einen Unruhestifter spalten, oder – wie Czechowski es in seinem Gedicht »Vom Heldentum« formuliert – in einen »Lober« und in einen »Prüfer«. Wer die didaktisch-dialektischen Verse der jungen DDR-Autoren auf-

merksam liest, versteht, warum so vielen Kulturfunktionären, und gerade den alten stalinistischen Dogmatikern, heute bereits eine total unpolitische Lyrik viel lieber wäre. Es paßt ins Bild, wenn Gedichtbände von offensichtlich »unpolitischen« Lyrikern wie etwa Erich Arendt oder Johannes Bobrowski in Ost-Berlin mühelos erscheinen können, nicht aber die neuen Gedichte der engagierten Kommunisten Günter Kunert oder Wolf Biermann, der mit wehmütiger Ironie von den »alten Genossen« erzählt, die zu ihm kommen und ihn bitten, doch »nur Liebeslieder« zu machen.

Wolf Biermann, zweifelsohne der talentiertste DDR-Autor nach Kunert und neben Volker Braun, wurde auf Drängen jener alten Genossen sogar aus der Partei ausgeschlossen (obwohl der kommunistische Werftarbeitersohn, dessen Vater in Auschwitz ermordet wurde, 1953 von Hamburg nach Ost-Berlin übersiedelte). Keiner hat dem Gefühl der spezifischen Entfremdung im sozialistischen Deutschland konkreter Ausdruck verliehen als Biermann. Und sicher hätte ihm die Partei von aufsässigen Zeilen in der Art »Das Parteiabzeichen ist mein Käfig« noch lieber ihre Absolution erteilt als von Gedichten und Liedern, in denen der vielzitierte »sozialistische Alltag« unverstellt in den grauen Farben gemalt erscheint, mit denen er sich in der Realität präsentiert. »Biermann darf...« oder »Biermann darf nicht...«: solche Feststellungen gelten für die unruhige Studenten- und Arbeiterjugend der DDR seit einiger Zeit als Barometerstand des politischen Klimas schlechthin. Es ist unmöglich, den 28jährigen Absolventen der Philosophie, Mathematik und Ökonomie, den Gründer des – ihm inzwischen aus der Hand genommenen – Arbeiter- und Studententheaters »BAT«, den Kommissarischen Dozenten für Aesthetik und vor allem den »Liedmacher« Biermann, wie er sich selbst nennt, hier richtig vorzustellen; denn ohne die Musik (die von Hanns Eisler beeinflusst ist, ohne epigonal zu wirken) erscheinen seine Werke leicht beschädigt. Er ist ein legitimer Nachfahre des »roten Tauber« Ernst Busch (auch »Barrikaden-Tauber« genannt), aber er hat auch nicht wenig von Yves Montand, Léon Ferré und George Brassens (der kaum besser Gitarre spielen dürfte als Biermann), von Béranger, Prévert und Boris Vian; und ganz sicher hat er etwas von Villon, Heine und Brecht. Mit Recht schrieb der »Spiegel« anlässlich Biermanns Westdeutschland-Tournee Ende vorigen Jahres: »Mit soviel Poesie und Verve hat keiner seit Brecht den Kommunismus behandelt«, und höchst überraschend gestand die »Welt«: »... Faszinierend ist, daß Biermanns Kunst großes Format hat, obwohl sich schwer vorstellen läßt, daß sie sich in der Bundesrepublik hätte entwickeln können.« Tatsächlich ist Biermann ein reines DDR-Phänomen, man möchte sagen: ein reines Berlin-Phänomen: Berlin mit seinem »hundeblassen Himmel«, seiner schrecklich sichtbaren Mauer und seinen viel schrecklicheren unsichtbaren Mauern wird für ihn zur großen Gegenwartsmetapher. Berlinerisch sind sein lakonischer wie kesser Tonfall, seine durchreflektierte Melancholie und sein gebrochenes Pathos. »Warte nicht auf bessere Zeiten«, diesen Refrain eines seiner Lieder trägt er mit geradezu Blochscher Kraft der Utopie vor, also sehr wohl in der Hoffnung auf bessere Zeiten. In den »Lobliedern auf

die guten Sozialisten« werden der Hausarzt, die Verkäuferin, der Volkspolizist und der Funktionär so »positiv« imaginiert, daß das schallende Gelächter des Publikums drastisch demonstriert, wo diese »guten Sozialisten« in Wahrheit zu finden sind: nämlich noch nirgends. Auf diese Weise mißt Biermann die kommunistische Wirklichkeit ständig an den Verheißungen des Kommunismus und erreicht damit, was Parodie an Gesellschaftskritik nur erreichen kann.

Angeichts der Lieder und Gedichte Biermanns wird besonders deutlich, was für ein großer Schritt nach vorn es ist, wenn die jungen DDR-Autoren sich nunmehr auf Darstellung jener Erfahrungen beschränken, die sie selbst gemacht haben, und unsere bundesdeutsche Welt weitgehend ausklammern. Freilich: unbekannt ist ihnen nicht die Grenze, die ihr Land von dem unsrigen trennt: kein jüngerer Autor, dem diese Grenze nicht gebieterisch Verse diktiert hat. Wolf Biermann konstatiert in einem gar nicht geheueren Volksliedton: »Mein Vaterland, mein Vaterland, / hat eine Hand aus Feuer, / hat eine Hand aus Schnee. / Und wenn wir uns umarmen, / dann tut das Herz mir weh.« *Rainer Kunze*, dessen Gedichte verraten, daß ihr Autor nicht an eine nationale Alternative glaubt, betont:

Nun bin ich dreißig jahre alt
und kenne Deutschland nicht:
die grenzaxt fällt in Deutschlands wald.
O land, das auseinanderbricht
im menschen . . .

Und alle brücken treiben pfeilerlos.

Auch Kunzes letzter Gedichtband ist bis jetzt, wie der von Kunert (im Hanser-Verlag) nur in der Bundesrepublik erschienen (»Widmungen«, Hohwacht-Verlag Bad Godesberg). Das Gefühl des Eingeschlossenseins bricht oft gerade dann aus den Gedichten hervor, wenn die jungen Autoren versuchen, vor dem anderen Deutschland und dem anderen Teil der Welt gewaltsam die Augen zu verschließen. Oder auch wenn, wie in dem noch unpublizierten Gedicht »Kleine Adresse« von *Sarah Kirsch*, mit beneidenswertem Pioniergefühl die östliche gegen die westliche Welt ausgespielt werden soll und dann doch die Pointe des Ganzen, rührend geradezu, lautet: »Fortgehn möchte ich, sehn und / wiederkommen«:

Aufstehn möchte ich, fortgehn und sehn,
ach wär ich Vogel, Fluß oder Eisenbahn,
besichtigen möchte ich den Umbruch der Welt.
Wo ist die Praxis hinter der Grenze? Wo
Steppenkominate? Slums? Streiks?
Weizen im Meer? Segen und Fluch der
Zivilisation? Warum nicht New York?
Durch alle Straßen muß ich in Stöckelschuhn,
dreieckige Birnen suchen im U-Bahn-Schacht,
gehn, alles sehn, was ich
früh aus spreutrocknen Zeitungen klaube.
Dann, wenn ich müde und traurig bin –
vielleicht stimmts, Aluminiumfassaden, am Cityrand Dreck –

fahr ich im Lift in die x-te Etage, rede
 mit der Klimaanlage, »nehm einen Drink«, notiere
 das klassenbewußte Brodway-Gedicht.
 Pack meinen Koffer, werfe ein blutendes
 Plasteherz ein, und weiter gehts, gradaus
 nach Sibirien, wo Bäume geerntet werden.
 Hah, wie schrein die elektrischen Sägen, wie steigt
 Sägemehl pyramidenhoch, wie wuchert der Wald, wie
 brechen die Städte herein! Und die Flüsse!
 Im Boot will ich sein, über Fische treiben, die
 werden gefangen wie immer, doch die ergrauten Söhne
 der Fischer baun Wasserkanonen, zersägen
 mittlere Berge damit, setzen Staudämme ein
 und verteilen die Wasser gerecht. Mit ihnen
 rede ich nächtelang, Gebratenes kauend und Wodka.
 Ach, warum bin ich Dichter, ackre den Wagen
 der Schreibmaschine übers kleine Papierfeld, fahr Taxi
 und koche mit Wasser?
 Wär ich Ardenne, Gewichtheber, Fluß oder Eisenbahn –
 fortgehn möchte ich, sehn und
 wiederkommen.

Sarah Kirsch, die Gattin Rainer Kirschs, zitiert nicht ohne Berechnung das Poem »Die dreieckige Birne« des sowjetischen Lyrikers Andrej Wosnessenskij. Sie beruft sich damit nicht nur auf die immer noch liberalere Kulturpolitik der UdSSR (Wosnessenskij's Gedichte wurden in der DDR bisher nicht verlegt), sondern auch und vor allem auf die größeren formalen Freiheiten des sowjetischen Poeten. Wenigstens was die lyrische Technik angeht, wollen die jungen DDR-Dichter nicht mehr von der übrigen Welt abgeschlossen bleiben. In ihren neuen, noch ungedruckten Gedichten zeigt sich Sarah Kirsch denn auch schließlich von Ingeborg Bachmann beeinflusst. Einflüsse von Enzensberger, Heißenbüttel und Ingeborg Bachmann, aber auch vom französischen Surrealismus verraten die Gedichte des 1940 geborenen *Bernd Jentzsch*. Klar und unsentimental wie kaum einer zuvor hat Jentzsch in einem seiner neueren Gedichte bekannt, daß seine Generation als »verratene« begann und sich auf nichts als auf sich selbst verlassen kann:

Die grünen Bäume mit den schwarzen Stämmen
 wuchsen in uns ein und starben in uns ab.
 Die Elemente der Erde, Phosphor und Schwefel,
 fielen aus den Wolken am Tag und in der Nacht.
 Sirenen sägten Bunker in den Schlaf,
 ein Taschenlampenstrahl war der Abendstern.
 Die Mäntel trugen wir übereinander.
 Blicke glitten nach oben, wo auch Stare flogen.
 Die roten Städte mit den schwarzen Haaren
 glichen nicht den Städten aus dem Bilderbuch.
 Die wir unsere Väter nannten, erklärten nichts.
 Ihre Stimmen schwiegen unter Befehlen und Schnee.
 In den Wäldern toter Straßen und im Geist
 des Vogelflugs erwachten wir zu plötzlich.

Die uns hätten Gefährten werden können,
 trugen keine Haut auf dem Gesicht.
 Wir suchen nach der Haut unserer Gefährten
 in den Gesichtern derer, die noch leben.
 Zorn wohnt in uns und Hoffnung ist da,
 wenn wir an grüne Bäume denken.

Bernd Jentzsch, der nach seinem Dienst bei der Nationalen Volksarmee in Leipzig und Jena Germanistik und Kunstgeschichte zu studieren begann, wurde früh als literarisches Wunderkind von der Partei gefördert, hat sich aber in jüngster Zeit unbeliebt gemacht. In einem bisher noch nicht veröffentlichten Zyklus beschwört er, wie in vielen seiner früheren Gedichte, die faschistische Vergangenheit, aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er auch ein wenig auf seine unmittelbare Gegenwart zielt. »Es ist nichts geregelt, Imperator«, lautet die letzte Zeile dieses Zyklus, und es mag sich dabei um jene Zeile handeln, von der die in einem Gedicht Rainer Kirschs beschworenen Enkel des Jahres 2005 tatsächlich sagen werden: Ja, es ist so gewesen.

I. Ich seh keinen Stern am Himmel aus Blau
 Nur am Himmel meiner Brust blüht er noch
 Über mir quietscht der Große Wagen dahin
 Ich kann nicht einsteigen, weil er verplombt ist
 Weil der Große Wagen verplombt ist wie ein Judentransport

Der Engel Gabriel der in dem Wagen sitzt
 Kann sein Haar nicht herablassen wie eine Leiter
 weil sie ihm das Haar geschoren haben

Über mir quietscht der Große Wagen dahin
 Ich seh keinen Stern am Himmel aus geschorenen Engelsköpfen
 Die sind alle auf meine Brust genäht

II. Sonne, ist auch hier Sonne?
 Ja, ich wärme die Suppe
 Suppe, wann gibt es Suppe?
 Mittags gibt es sie
 O wunderbar schmeckt das Wasser der Seine

III. Befehl den Vögeln, roi du Stacheldraht, ihre Lieder abzugeben
 Befehl, Imperator, sie sind auf der Kammer zu stapeln
 Die Lieder von drei bis sieben
 Die Lieder von acht bis eins
 Die besonders gefährlichen Nachmittagslieder
 Die Vögel in den zoologischen Museen werden gehorchen
 Aber es ist nichts geregelt, Imperator!

Peter Hamm